

„Eine Salzstreuerin hilft niemandem“

Vor 50 Jahren schaffte Deutschland die offizielle Anrede „Fräulein“ ab. Ein Gespräch mit Feminismus-Pionierin Ute Gerhard über Verniedlichung von Frauen, gerechte Sprache – und was das mit Thomas Gottschalk zu tun hat

INTERVIEW VON MARTIN ZIPS

„Mein schönes Fräulein, darf ich wagen?“, fragt Doktor Faust bei Goethe. Die Anrede müffelt, aus heutiger Sicht. Zunächst blitzt Faust ab (Gretchen: „Bin weder Fräulein, weder schön“). Doch das „Fräulein“ blieb noch jahrhundertlang in Deutschland üblich. Bis zum 16. Februar 1971, als es das Bundesinnenministerium als förmliche Anrede abschaffte. Ein Gespräch mit der Soziologin und Juristin Ute Gerhard, 82, die erste Inhaberin eines Lehrstuhls für Frauen- und Geschlechterforschung an einer deutschen Universität war.

SZ: Frau Gerhard, geht Ihnen das gute alte „Fräulein“ nicht doch ein bisserl ab?
Ute Gerhard: Überhaupt nicht! Die Abschaffung dieser Anrede vor 50 Jahren war richtig, da der Begriff „Fräulein“ erwachsene Frauen durch die Verwendung einer Verkleinerungsform diskriminiert.

Gut. Aber historisch gesehen ist „Fräulein“ doch eine sehr besondere, fast schmeichelhafte Anrede.

Ursprünglich wurden unverheiratete adelige Frauen so genannt. In ihrer Rechtsposition am höchsten gestellt waren aber verheiratete Adelige. Also „Herr und Frau“. Für den Rest reichte: „Mann und Weib“. Als Fräulein kam man nur über eine Heirat in den Stand der Frau. Ein Fräulein war also eine nicht vollwertige Rechtsperson.

Aber in anderen Sprachen sind vergleichbare Anreden durchaus noch üblich. Im Sommerhit 2019 etwa singt Camila Cabello, also eine Frau: „I love it when you call me señorita“.

Wir müssen hier unterscheiden zwischen der Art, wie wir miteinander sprechen, und der Art der offiziellen Anrede. Die offizielle Anrede bezeichnet den Status einer Person. Gerade in der Rechtssprache kommt es auf Gleichberechtigung und eine der Subjektivität der Person angemessene Anrede an. Geschieht eine Verniedlichung, so annulliert das die Rechtspersönlichkeit.

Was ist mit Figuren wie „Fräulein Rottenmeier“ in den Heidi-Geschichten?

Lehrerinnen, die auf die Anrede „Fräulein“ bestanden, kenne ich auch noch aus meiner Kindheit. Aber das war eine Form von Opposition gegen das Patriarchat. Das waren Frauen, die ihren Unabhängigkeitsstatus als unverheiratete, kinderlose Erzieherinnen ganz bewusst dokumentieren wollten. Heute denkt keine Frau mehr so.

Und das „Fräulein vom Amt“ ...

... ist nicht nur technisch überholt! Kämen Sie etwa auf die Idee, vom „Herrlein“ oder „Männlein“ zu sprechen, wenn Sie einen Telekom-Mitarbeiter am Hörer haben?

Nein.

Wissen Sie, vor einigen Jahren wurden verschiedene Experten und Expertinnen in

den hessischen Landtag eingeladen, um dort über Sprache in Gesetzestexten zu reden. Ich vertrat die Ansicht, dass es wichtig wäre, in Gesetzestexten Männer und Frauen gleichermaßen anzusprechen. Die Mehrheit der anwesenden Parlamentarier fand das absurd. Also schlug ich vor, in den nächsten fünf Jahren einfach ausschließlich die weibliche Form für Frauen und Männer zu verwenden. Ja, da war was los!

Sie waren in Deutschland die erste Professorin mit einem Lehrstuhl für Frauen- und Geschlechterforschung. Wie blicken Sie auf diese Zeit zurück?

Das war 1987 in Frankfurt. Und es war völlig neu, denn so einen Lehrstuhl hatte es bis dahin in Deutschland nicht gegeben. 14 Jahre lang haben Studentinnen, Wissenschaftlerinnen und Frauen aus der Frauenbewegung dafür gekämpft. Möglich wurde



Heute undenkbar: Jenny Jugo im Film „Unser Fräulein Doktor“ (1940). sz-PHOTO

es aber erst durch die rot-grüne Regierungskoalition in Hessen. Man kann sich das gar nicht mehr vorstellen, aber damals lag der Frauenanteil bei den C4-Professorinnen in Deutschland bei nur zwei Prozent. Jetzt sind es je nach Fachrichtung mehr als 20 Prozent. Tendenz steigend.

Haben Sie oft Diskriminierung erlebt?

Immer wieder. Natürlich nicht so platt, dass ich als Fräulein angeredet wurde. Das geschah subtiler.

Zum Beispiel?

Ich war gerade erst berufen worden und an diesem Tag dabei, mein Büro im Uni-Turm zu verlassen. Da kam ein Mann mit einem Manuskript auf mich zu und sagte: „Können Sie mir das mal abtippen?“ Es wäre ihm einfach nie in den Kopf gekommen, dass ich jemand anderes sein könnte als

eine Sekretärin. In Gremien ist es für Frauen immer noch schwierig, Gehör zu finden, solange sie keine Gesprächspartner haben, von denen sie unterstützt werden. Als ich endlich Professorin war, hat man mehr auf mich gehört. Obwohl ich nichts anderes sagte als zuvor.

Wie hat Ihr Mann diese Zeit erlebt?

Der hat mich immer sehr unterstützt. Und natürlich musste er sich gelegentlich von anderen Männern Sachen anhören wie: „Ach, das sagst du jetzt nur, weil es dir um die Karriere deiner Frau geht!“ Aber sobald er unsere Zwillinge im Kinderwagen ausfuhr, so riefen vor allem die Frauen: „So ein toller Vater!“ Mich hat damals niemand als tüchtige Mutter wahrgenommen.

Im Koblenzer Bundesarchiv kann man einige der Briefe nachlesen, in denen sich Frauen in den Fünfzigerjahren über die Anrede „Fräulein“ sehr beschwerten. Das war eine Art früherer Shitstorm.

Es ist interessant zu sehen, wie heute Antifeministen immer nur auf der Sprachebene argumentieren, anstatt die realen Bedingungen der Gleichberechtigung zu berücksichtigen. Sie halten geschlechtergerechte Sprache schlicht für eine Zumutung. Leider wird in Diskussionen meist außer Acht gelassen, dass immer noch vor allem Frauen die Hausarbeit machen und nur selten in den besseren beruflichen Positionen zu finden sind.

Thomas Gottschalk sagte gerade in einer Sendung, wenn das so weitergehe, müsse er bald im Restaurant sagen: „Kannst du mir bitte die Salzstreuerin reichen?“

Das war zwar als Witz gemeint, in Wirklichkeit aber ist es eine Verhöhnepipelung des Problems. Natürlich kann man zum Beispiel aus dem „Mitglied“ keine „Mitgliedin“ machen, das ist sprachlich unschön. Aber gerade Personen des öffentlichen Lebens sollten sich Mühe geben in ihrer Kommunikation. Ein guter, geschlechtergerechter Sprachstil ist wichtig für den respektvollen Umgang miteinander. Eine „Salzstreuerin“ hilft niemandem weiter.

Und was sagen Sie Männern, die sich auf den nett gemeinten „Fräulein“-Begriff bei Goethe oder Wilhelm Busch berufen oder von solchen Debatten schlicht überfordert sind?

Nach 50 Jahren als Feministin bin ich einfach müde, mit solchen Männern zu diskutieren. Diese Debatten führe ich nicht mehr. Ich denke mir dann, da kann man nichts machen. Alle Leute, die das Thema bis heute intellektuell nicht kapierten können oder wollen, die werden einfach noch viel lernen müssen. Aber wenn Herr Gottschalk, der ja eigentlich nicht blöd ist, so was sagt wie „Salzstreuerin“, dann entlarvt ihn das allenfalls als Chauvi. Weil es einen noch immer nicht überwundenen Patriarchalismus zeigt.

Wie sieht es mit den Frauen aus? Die reagieren ja auch nicht immer einheitlich.
Frauen können heute sehr unterschiedliche Lebenswege wählen, kritisieren aber gerne diejenigen, die es anders machen als sie selbst. Das liegt vor allem daran, dass es immer noch keine Möglichkeiten gibt für wirklich gleichberechtigte Lebensformen, also weiterhin eine gewisse Konkurrenz besteht. Frauen sind sich daher oft nicht einig und wollen es nicht akzeptieren, wenn andere sich anders entscheiden. Also, wenn ihre Freundinnen zum Beispiel nicht arbeiten gehen, sondern sich vor allem um die Familie kümmern. Für die eigentliche Sache aber bringt das nichts. Sehen Sie: Ich habe mit meinen drei Töchtern einen Beruf ausüben können. Eine gute Freundin von mir aber ist eine unverheiratete Lehrerin, die sich ganz bewusst gegen Kinder entschieden hat. Wir verstehen uns bestens! Früher war sie es, die ich beneidet habe. Heute beneidet sie mich vielleicht um meine Enkelkinder.

Sind die Auseinandersetzungen in Sachen Gleichberechtigung insgesamt härter geworden?

Ich weiß nicht. Von jungen Studentinnen höre ich meist, dass Diskriminierung eigentlich kein Thema mehr für sie ist. Allerdings haben sie mit 20 Jahren noch nicht die Erfahrung gemacht, dass Diskriminierung heute erst in dem Moment einsetzt, da eine Frau in den Beruf geht und gleichzeitig eine Familie haben möchte. Solange Frauen auch weiterhin 20 Prozent weniger Lohn erhalten als Männer, kann man nun wirklich nicht von „Wahlfreiheit“ sprechen. Obwohl die Debatte mittlerweile so alt ist wie das Grundgesetz. Darf ich noch etwas zu Ihnen als Mann sagen?

Selbstverständlich.

Es ist einzig und allein an Ihnen, also den Männern, das umzusetzen, was sich Frauen so mühsam erkämpft haben. Wenn sich Männer auch in künftigen Generationen mehrheitlich weigern, mehr familiäre Verantwortung zu übernehmen und beruflich zurückzustecken, so wird das nichts. Aber ich bleibe optimistisch. Ich wundere mich nur manchmal. Zum Beispiel, dass es den heutigen Müttern offenbar ungeheuer wichtig ist, dass ihre männlichen Babys blaue Strampler tragen und die weiblichen rosafarbene. Das ist so etwas, das ich nicht verstehe, weil es für mich ein Rückfall in das alte Rollenbild ist.



Die Soziologin Ute Gerhard, 82, und ihr Mann, ein Mediziner, sind seit 55 Jahren miteinander verheiratet. Sie haben drei Töchter und sieben Enkelkinder. Ute Gerhard wurde mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. PRIVAT